

# Ansiedler in Transvaal.

Erzählung von B. Anders

(7. Fortsetzung.)

„Du findest dich ja auch hier in Transvaal glücklich, Freund!“ entgegnete Neufeld, blickte nach den Bergen empor, die sich unmittelbar neben dem Lagerplatze erhoben und griff dann vorsichtig nach der Büchse, die er neben sich an einen Baum gestellt. „Wenn mich nicht alles trügt, so treibst dich da oben ein Orng umher!“ flüsterte er. „Der Bursche scheint sich über die Geschäfte hier unten zu wundern!“

Langsam erhob er das Gewehr, zielte einen Moment und dann trachte der Schuß, ein lautes Echo wahrzunehmen.

Das Thier da oben, das sich so vorwiegend gezeigt, zuckte zusammen, machte einen gewaltigen Luftsprung und fiel dann, sich mehrmals überschlagend, die ziemlich steile Wandung herab. Da lag das behörnte Geschöpf auf blumiger Flur, zuckte noch einmal mit den Läufen und verendete dann.

Da kam Watwa lachend herzugeflürzt.

„Ach, einen schönen Braten haben!“ rief er vergnügt. „Ziegenbock ganz gut schmecken mit Antilopenfleisch zusammen, — aber viel Pfeffer und Salz brauchen!“

Richard trat neugierig hinzu und sah sich das ihm völlig fremde Thier an.

„Es ist ein Orng oder Papanantilope!“ erklärte Neufeld. „Sie kommt häufig in den gebirgigen Theilen des Kaplandes vor. Die Farbe ist grauröthlich und Kopf und Nacken sind als zur Schwanzwurzel hin mit schwarzen Streifen versehen. Die einen Meter langen, ein wenig zurückgebogenen Hörner stellen sich ziemlich hoch im Preise, und wir werden sie deshalb sorgfältig auslösen und mitnehmen. Das Thier ist ziemlich schnellfüßig und ausdauernd und wird zum gefährlichen Gegner, sobald es eine Verwundung erlitten hat!“

Die Neger lehnten jetzt mit den gesättigten Sieren zurück und befestigten sie zwischen den im Dreieck aufgestellten Wagen. Kalatari und noch ein paar Schwarze hatten mittlerweile trockenes Holz gesammelt, und nun flammten zwei mächtige Feuer auf, über denen an Spießern gewaltige Fleischstücke gebraten wurden. — Watwa übergab den Orng einem der Neger, ließ ihn abhäuten, rieb ihn hierauf tüchtig mit Salz und Pfeffer ein und trug ihn nach dem Probantwagen hinüber. Morgen zum Frühstück sollte er verzehrt werden.

Unsere vier Freunde aßen mit großem Appetit den ihnen von Kalatari aufgetragenen Braten, tranken dann jeder eine Tasse Kaffee und begaben sich eine halbe Stunde später zur Ruhe. d. h. sie trocknen in den Wagen Nummer eins, hüllten sich in wollene Decken und stredten sich so auf die harten Bretter des Schlafsalons nieder.

Richard vermochte heute nicht einzuschlafen. Das Schreien und Stampfen der nahen Kinder und die Lärme der beiden Hunde unter dem Wagen störte ihn, besonders aber das Heulen, Schmagern und Bellen der Schakale und wilden Hunde da unten im Wiesenthal und das wahrnehmbare Gelächter einer Hyäne, die möglichenfalls die Ueberreste der Abendmahlzeit weitererte. Er hatte sich ja bereits auf des Ohms Farm an derartige Nachkonzerte gewöhnt, aber hier in der Stille der Natur klangen die Thierstimmen so unheimlich.

Erst nach Mitternacht schlief Richard ein, aber dann fuhr er plötzlich von seinem harten Lager empor; irgend etwas hatte ihn erschreckt. Die Hunde unter dem Wagen wurden unruhig, knurrten leise und brachen schließlich in ein zorniges Bellen aus. Alle erwachten, nur Jakobus ließ sich nicht stören und schlief ruhig weiter.

„Was ist da eigentlich los?“ fragte Niven.

Neufeld lauschte, dann gähnte er und sagte:

„Ein paar Hyänen hatten uns ihre Nachbisse ab. Sie wittern unsere Fleischvorräthe im Probantwagen und wünschen ein Stücklein davon. Schlaf ruhig weiter, Freund Niven; Richard und ich werden den Burschen ihre Grüße erwidern!“

Beide Männer stiegen nun vorsichtig aus dem Wagen und schlichen hinüber zu einem großen Gelsholzbäum, unter dessen hängenden Aesten sie wohl gehorgen waren. Die Hunde verstummten und nun herrschte eine lautlose Stille in der Natur, nur die schwachen Atemzüge der fest schlafenden Neger waren hörbar und die gurgelnden Stimmen der Kröten des Baumes schienen Kaplaube.

„Dort drüben neben dem Avanabaum stehen zwei Beist!“ flüsterte Neufeld. „Sehen Sie die funkelnden Lichter? Nehmen Sie das rechte Thier aufs Korn; ich werde das linke über den Haufen schießen. Ich jähle hier bei und dann Feuer!“

Die Schüsse trachten zu gleicher Zeit und nun gab es einen Höllenpeleton!

im Lager. Rastor und Vollur heulten um Götterdarmen, die Neger stießen unartikulirte Laute hervor und die erschreckten Stiere schlugen mit ihren Hüfen gegen die Kastenvägen. Zu entsetzten Vermuthungen sei freilich nichts. Selbst der schlaffüchtige Jakobus war erwacht und steckte den Kopf unter dem Plan hervor.

Neufeld lachte, dann schritt er nach dem Baume hinüber, fuhr aber plötzlich umher, denn eine der schwer verwundeten Hyänen, in höchste Wuth versetzt, sprang auf ihn zu. Ein wohlgezielter Schlag mit dem Kolben des Gewehrs streckte zwar das Thier zu Boden, aber tot war es noch lange nicht; erst dem schnell herzufliegenden Richard gelang es, der Bestie den Garau zu machen.

„Man kann nie vorsichtig genug sein!“ sagte Neufeld und brückte dem jungen Manne dankend die Hand. „Schon einmal bin ich von einer Hyäne angefallen und gebissen worden; aber jener Dutzettel scheint mich noch nicht kurzt zu haben. Man soll sich einem reizenden Thier nicht eher nähern, bis man ganz genau weiß, daß es unschädlich gemacht ist!“

Nach einige Stunden konnten die Männer den Schlaf genießen, dann brach der Tag an, und bald regten und rührten sich viele Hände, um die nöthigen Vorbereitungen zur Weiterreise zu treffen.

Es war ein prächtiger Morgen, einer, wie sie nur in den heißen Zonen vorkommen. Kein Laut außer dem Wirren der neisbierenden Tauben unterbrach die Sabbathstille. Keine Wolke trübte das Azurblau des Himmels. Der Osten, an welchem die Sonne hoben heraufstieg, glühte wie geschmolzenes Gold und auf der Niederung südlich des Lagers wolle ein leichter Nebel, der sich aber nach und nach auflöste und verschwand.

Richard erwachte etwas später als seine Gefährten, und als er schließlich den Schlafsaal verließ, kam er gerade zur rechten Zeit zum Frühstück, das heute ganz besonders früh von Watwa bereitet worden war. Kalatari war gerade bei dem Abhüten der beiden Hyänen begriffen, eine Arbeit, die der Neger schnell und mit großer Geschicklichkeit vollführte.

„Die Hyänen,“ so erzählte der kluge Neufeld später auf dem Marsche, „sind die Wölfe Afrikas und recht widerwärtig. Sie sehen nicht sehr empfehlenswerth aus: der dicke Kopf, die breite Schnauze, der starke Hals und das grobe, zottige Fell machen das Geschöpf geradezu häßlich. Es gibt gefreite und gefleckte Hyänen. Die letztere Art, und dazu gehören unsere beiden Exemplare, ist größer und bössartiger als die erste, stößt ein schauriges, gelächterartiges Geheul aus und wird von unseren Kolonisten „Tigerwolf“ genannt!“

Nach einige Tage zogen unsere Freunde westwärts. Man näherte sich mehr und mehr den Goldminen von Johannesburg. Die Gegend wurde belebter. Da und dort lauchten Farmen auf oder hüllten anfänglich Kaffern- oder Basutoener. Auf den kleinen und großen Savannen weideten Kinder, Schafe, auch Ziegen, entweder frei umherlaufend unter der Aufsicht von Schwarzen oder eingepfercht. Das verächtliche Gold und seine dämonische Gewalt machte sich schon jetzt bemerkbar; denn überall lauchten fremde Menschen auf, die mit den behäbigen Buren nicht die engerste Bekanntschaft hatten. Und je näher man der Wunderstadt kam, je wilder und wilder wurden die Gesichter, — wahre Galgenhochgenomien kamen zum Vorschein, denen man schon auf hundert Schritte die Habsucht und die Hier nach dem goldenen, funkelnden Metall an sah.

Endlich war Johannesburg erreicht und nun wurde Halt gemacht. In einem kleinen Hain schlugen unsere Freunde ihr Lager auf; aber diesmal beobachteten sie die größte Vorsorge. Die Wagen wurden in dem bekannten Dreieck aufgeföhrt und rings umher mit starkem Eisenbraut, den Neufeld in seinem Wagen mit sich führte, versehen. Die Zwischenräume füllte man mit Dorngebüsch und starken Baumzweigen, um jedes unbefugte Betreten des Lagers zu verhindern. Pferde und Zugthiere standen nun innerhalb des Raumes geschützt und wohlgeborgen, und keine Diebeshand vermochte sie zu rauben. Die Hunde liefen ungesesselt umher, und die Neger hatten den strengsten Befehl erhalten, keinen Fremden in der Nähe des Lagers zu dulden. Ja, Neufeld unterließ es nicht, beständige Wachtposten auszustellen; denn er kannte von früheren Reisen her die Gefahren der Goldstadt und wollte seine Kameraden eben Neger und jede Aufregung ersparen. Wachte er doch, daß hier Gewalt vor Recht ging, und daß bei allen Streitigkeiten Messer und Revolver die Hauptrolle spielen. Jede Unvorsichtigkeit unter den Diggern endete allemal, wie in dem Goldlande Kalfornien, mit einem Kampf auf Leben und Tod. Und Grund zu Zant und Streit fand sich immer in den Tavernen und Spielhöhlen, in denen der Abschau der menschlichen Gesellschaft vertehrte und allerlei Zuchttaubvögel aus- und ein gingen.

Das Eldorado Johannesburg ist sechzehn Jahre später als die Diamantenstadt Kimberley entdeckt und doch hat es dieses schon weit überflügelt und ist schnell zur Großstadt mit mehr als hunderttausend Einwohnern herangemacht. Die Bewohner bestehen aus Farbigen, Engländern, Deutschen, Buren, Amerikanern, Arabern, Malaien, Hindus, Chinesen und Japanesen. Johannesburg ist eine Stadt der jungen Männer. Man geht hierher, um schnell reich zu werden und zu genießen, aber nicht, um zu bleiben.

Neufeld besuchte mit seinen Freunden die Goldgruben, schürfte ihnen aber die größte Vorsicht ein und empfahl ihnen in eigenen Interesse vorzukommen, falls ja recht lösslich zu sein und jeden Streit zu meiden.

Und Neufeld hatte recht. Die alten, wildbärtigen, „bis an die Zähne“ gewaffneten Digger liegen nicht mit sich spöhen und warfen den müßig umherstrolchenden Jägern nicht weniger als freundliche Blicke zu. — Sonst war der Gang durch die Minen höchst lehrreich und bereitete allen eine große Freude. Sie wanderten von Grube zu Grube und blieben oft stehen, um den Arbeiten der Digger und Zulunezer zuzusehen.

Neufeld gab auch hier wieder allerlei Erläuterungen. Er zeigte das Erz, in welchem Gold vorhanden war und zwar in kleinen Flißten, machte auf die Rippwagen aufmerksam, welche das Gestein zu Tage fördern und erklärte den aufmerksamen Freunden den Prozeß der Amalgamation mit Quecksilber und dann das sogenannte Forreßverfahren, nach dem die schlammigen Abwässer in großen, etwa sechs Meter hohen und zehn Meter Durchmesser habenden Böttichen aufgeföhrt und mit schwachen Quantitäten Zinn gemengt wurden. „Die daraus entstehenden goldhaltigen Laugen,“ sagte Neufeld, „werden in besonders hergerichtete Kästen gebracht. In diesen befinden sich beinahe chemisch reine Zinnspäne. Nach gemessener Zeit setzt sich das Gold auf dem Zinn ab und wird wieder im Laboratorium vom Zinn getrennt.“

Zwei Tage waren unsere Freunde in Johannesburg gewesen, und am folgenden Morgen wollten sie ihre Reise nach Nordwesten wieder aufnehmen. Neufeld gab noch die nöthigen Anweisungen, dann gelieferte er sich zu Niven, der vor dem Lager saß und seine gewohnte Abendpfeife rauchte. Raum hatte er sich an der Seite seines Freundes niedergelassen, da erhob sich in den Minen ein schredliches Tumult. Flüche erschallten, Revolvergeschosse ertönten und dann quoll eine große Volksmenge aus dem Lager der Digger hervor.

„Spitdoes!“ — „Zwartbos!“ schrien zwanzig und mehr Stimmen zu gleicher Zeit. „Haltet den Spitdoes!“

Unsere Freunde sprangen von ihren Sigen empor und griffen nach den Büchsen. Jakobus, der mit Richard das Abendbrod versetzte, rief ein brennendes Stück Holz aus dem Lagerfeuer und beleuchtete damit die ganze Gegend.

„Ah, sie verfolgen einen Spitzbuben, einen Schwarzburschen!“ rief Neufeld, der die ganze Situation sofort begriff. „Seht, da läuft der Schurke, verfolgt von der jöhenden Menge. Der bummle Steer wendet sich unserem Lager zu, als wenn er hier Schutz vor der empörrten Horde finden könnte. Dort nach dem Walde hinüber muß er entweichen, wenn er seinen Häschern entkommen will.“

Wie ein gehetztes Wild kam der Flüchtling herangejöhrt und nun trat er in den Lichtkreis der von Jakobus emporgehaltenen Fackel. Man sah ganz deutlich das angloererbte überaus häßliche Gesicht des Menschen und hörte die laudenden Aehmzüge, welche die mognende Brust schier zu zerschneiden drohten.

„Der Reisende von dem Delphin!“ rief Richard erstaunt. — „Pieter Meiring!“ schrie Niven. Die Bestie entließ seinem Munde, aber die Rechte griff nach der Büchse, die neben seinem Sitze stand.

In demselben Augenblick sprang von rechts eine dunkle Gestalt herbei und warf sich ungeflümt auf den Flüchtling. Ein kurzer Kampf entspann sich, ein Ringen auf Leben und Tod, dann erfolgte ein gewaltiger Schlag und über den sinkenden Körper des Angreifers hinweg entstob Pieter Meiring.

„Schurke!“ kam es zischend von Nivens Lippen. Seine Büchse hob sich blitzschnell, ein kurzer, scharfer Anall ward hörbar, ein Feuerstrom schoß aus dem Rohre; aber die Kugel verfehlte ihr Ziel. Der Flüchtling lachte höhnisch auf, dann verschwand seine Gestalt im Dunkel der Nacht. Ihm nach stürmten die gleich wilden Thieren heulenden Verfolger.

„Niven, was thatest du?“ fragte Neufeld vordurchsichtig. „Was kümmert dich jener Mensch? Weißt du, ob es ein Dieb war?“

„Es war mein ehemaliger Geschäftsfreund, Pieter Meiring!“ entgegnete Niven erregt. „Er hat mich um mein ganzes Vermögen gebracht. Schade, meine Augen gingen fehl!“

Neufeld blickte lange auf seinen Freund, dann ergriff er dessen Rechte und schüttelte sie.

„Ob ich's anders gemacht hätte an deiner Stelle?“ fragte er. „Ich glaube es kaum! Es ist schwer, den Feind zu lieben, der uns alles genommen hat!“

Richard und Jakobus waren zu dem erschlagenen Neger getreten. Er lag scheinbar leblos und rührte kein Glied; aber jetzt zuckten die großen Hände und die bisher geschlossenen Augenlider hoben und senkten sich. Plötzlich richtete der Schwarze den Oberkörper auf und blidete wild um sich.

„Herr, mein Gott, das ist ja Watumbi, mein Passagier vom Delphinher!“ rief Richard erstaunt. „Der heutige Abend ist ja ganz voll Ueberwältigungen. Haben sich denn die Schiffsreisenden des Kapitän Roger hier in Johannesburg ein Rendez-vous zugesagt?“

Der Neger blidete ganz bestürzt auf den jungen Mann, dann verzog er das Gesicht zu einem freudigen Grinsen, sprang auf seine Füße und ergriff beide Hände Richards.

„Nun Watumbi zuriefen sein, da jungen Massa wiederhaben!“ jagte er glücklich.

„Aber ich denke, du bist bei deinen Brüdern, den Betschwänen?“

„Alter Vater schon tot sein!“ entgegnete der Schwarze. „Watumbi niemand mehr haben bei den Betschwänen, deshalb wieder umkehren und hier Gold graben in Johannesburg. Viel Gold finden in den Minen, aber der böse Meiring alles stehlen und mich zum armen Manne machen. Die Digger ihn alle tennen als Dieb, aber erst heute auf die Spur kommen und ihn verfolgen!“

„So, also du warst Goldgräber geworden!“ sagte Richard lachend. „Und was willst du nun anfangen, nachdem dir Meiring deine Schätze entwendet hat?“

„Jetzt Watumbi bei jungen Massa bleiben!“ versetzte der Schwarze einfach.

„Ja, Watumbi, das ist alles recht gut,“ meinte Richard, „aber ich kann keine Diener halten. Komm, wir wollen zu Wnherr Niven gehen; vielleicht nimmt dich der in Dienst!“

Und der Onkel hatte nichts gegen den Schwarzen einzuwenden, ja, als er hörte, daß dieser aus dem Lande der Betschwänen stamme, freute er sich sogar über den neuen Zuwachs seiner Dienerschaft. Watumbi konnte der ganzen Reisegesellschaft noch von große Nutzen sein.

## 9. Kapitel.

Schredliches Ende Meirings. — Die Puffotter. — Die Ruhanthipe. — Bei dem Regentönig Rama. — Löwenjagd.

Am nächsten Morgen ganz früh ertönte der Kommandoruf Neufelds: „Inspann an treed!“ und in kurzer Zeit standen die Wagen fix und fertig zur Abfahrt da. Schon eine halbe Stunde später rollten die Fuhrwerke einen scharf betretenen Weg nach Westen entlang und bald waren unsere Freunde aus dem Banne der Goldstadt hinaus.

Hier in dem Garten Gottes hörte man nichts von dem Leben und Treiben der Digger und von dem wilden Geschrei des arbeitssüchtigen Gesindel in den Tavernen und Logements. Eine feierliche Stille umgab die Reiter, die erleichtert aufathmeten und sich herzlich freuten über den herrlichen Morgen und über das Waschen und Werden in der Natur.

Da kam Watumbi voller Aufregung herbeizustürzt. „Massa schnell kommen, — sehr schnell!“ rief er schon von weitem. „Weicher Mann in Ameisenhaufen steden!“ Schredlich schönen haufen und bald tot sein!“

Unsere Freunde sprangen aus dem Sattel und folgten Watumbi, der sie durch ein hohes Unterholz auf eine kleine Lichtung zu einem großen Termenhügel führte, aus dessen Wandung die Kreuze und Beine einer menschlichen Gestalt hervortragten.

Der Mann, dessen Oberkörper innerhalb des Hügels steckte, lebte noch, das beweisen die trampfhaften Judungen der Glieder und das schredliche Aufstöhnen aus gequälter Menschenbrust.

„Haft an!“ befahl Neufeld tief erschüttert und acht Menschenhände griffen zu und zogen den Körper aus dem entsetzlichen Grabe heraus. Da lag nun der Unglückliche auf dem Blumen Teppich, über und über mit Termiten bedeckt, welche ihr Opfer nicht verlassen wollten. Aus den Ohren und Nasenhöhlen kamen die ergriminten Thiere hervor und mußten erst mit Gewalt entfernt werden.

Niven starrte auf die am Boden liegende Menschengestalt. „Er ist Pieter Meiring!“ schrie er. „Jetzt habe ich den Schuft in meiner Gewalt!“

Die blutunterlaufenen Augen des Unglücklichen öffneten sich, und dann flog es wie Sonnenschein über das häßliche Gesicht des Termiten zerfressene Gesicht. „Ja, ich bin Meiring, der dir alles gestohlen und der dich zum armen Manne gemacht hat!“ sammelte er und suchte sich aufzurichten, was ihm aber nicht gelang.

Der Ohm stützte beide Hände auf den Lauf der Büchse und sah lange auf den Gegner. Er wollte sprechen, aber kein Wort kam über seine Lippen. „Sieh mich nicht so an, John!“ leuchte Meiring und schloß die Augen. Die Sprache fiel ihm schwer und nur mühsam rangen sich die Worte von den Lippen. „Ich war schiedt gegen dich, John; aber mein Herz hing an dem Mammon, und der Teufel flüsterete mir zu: Nimm das Geld und fliehe nach England, dort suchst dich niemand. Aber ruhig und zufrieden bin ich auf der Insel niemals geworden.“

„So?“ meinte Niven.

„Nein, John! Die Habsucht, die böse Habsucht ließ mich nicht los. Ich mußte noch mehr Geld haben und noch reicher werden, und deshalb verließ ich England und kam hierher nach Transvaal, um Diamanten zu sammeln und Gold zu graben. Aus Kimberley verjagte man mich, und in Johannesburg stahl ich in den Nächten, was die Digger haben, da die Wegnahme von Landbesitz kaum möglich sei. Jetzt ist sie gezeugen, im Dunkeln gegen einen verrätherischen Feind zu kämpfen, einerseits bestrebt sie sich, den Wünschen Europas gemäß die Bevölkerung Mozambique gerecht und freundlich zu behandeln, während andererseits dieselbe Bevölkerung ihr dieses Bestreben mit Dynamit, Feuer und Schwert entgegenstellt.“

„John!“ — Angstvoll richteten sich die Augen des Unglücklichen auf Niven, „John, vergib mir, was ich an dir gethan. Ich fühle, es geht mit mir zu Ende. Die bösen Digger haben mich arg zugerichtet. — Willst du, John?“

Niven stand noch immer auf seine Büchse gelehnt und verbande kein Auge von seinem Feinde. Gott hatte ihm denselben in seine Hände gegeben, und nun war der Augenblick der Rache da, den er sich seit Jahren herbeigewünscht. Sollte er nun den Schwur wahr machen, den er so oft im stillen erneuert und den langen, langen Jahre nicht hinwegzulassen vermocht?

„Die Büchse entließ seinen Händen.“

„Ich kann es nicht!“ rief er erschüttert und streckte dem Feind beide Hände entgegen. „Pieter Meiring, ich vergebe dir. Mag Gott sich deiner erbarmen im Jenseits!“

(Fortsetzung folgt.)

noch mehr Geld haben und noch reicher werden, und deshalb verließ ich England und kam hierher nach Transvaal, um Diamanten zu sammeln und Gold zu graben. Aus Kimberley verjagte man mich, und in Johannesburg stahl ich in den Nächten, was die Digger haben, da die Wegnahme von Landbesitz kaum möglich sei. Jetzt ist sie gezeugen, im Dunkeln gegen einen verrätherischen Feind zu kämpfen, einerseits bestrebt sie sich, den Wünschen Europas gemäß die Bevölkerung Mozambique gerecht und freundlich zu behandeln, während andererseits dieselbe Bevölkerung ihr dieses Bestreben mit Dynamit, Feuer und Schwert entgegenstellt.“

„John!“ — Angstvoll richteten sich die Augen des Unglücklichen auf Niven, „John, vergib mir, was ich an dir gethan. Ich fühle, es geht mit mir zu Ende. Die bösen Digger haben mich arg zugerichtet. — Willst du, John?“

Niven stand noch immer auf seine Büchse gelehnt und verbande kein Auge von seinem Feinde. Gott hatte ihm denselben in seine Hände gegeben, und nun war der Augenblick der Rache da, den er sich seit Jahren herbeigewünscht. Sollte er nun den Schwur wahr machen, den er so oft im stillen erneuert und den langen, langen Jahre nicht hinwegzulassen vermocht?

„Die Büchse entließ seinen Händen.“

„Ich kann es nicht!“ rief er erschüttert und streckte dem Feind beide Hände entgegen. „Pieter Meiring, ich vergebe dir. Mag Gott sich deiner erbarmen im Jenseits!“

(Fortsetzung folgt.)

## Ein türktischer Staatsmann über die Lage auf dem Balkan.

Die Zuspizung der Dinge auf dem Balkan hat einem türktischen Staatsmann Veranlassung gegeben, in einer Unterredung mit einem ausländischen Journalisten dem Bureau Laffan zufolge die Ansicht der leitenden türktischen Kreise zu offenem Ausdruck zu bringen. Die europäischen Regierungen sind durch ihr Verlangen nach Reformen seiner Ansicht nach in erster Reihe dafür verantwortlich, daß die Wiederherstellung ruhiger Zustände auf dem Balkan so großen Schwierigkeiten begegnet. Die Einführung von Reformen in der Türkei, so sagt er, war stets gleichbedeutend mit Revolutionen und Unruhen, und wird es auch immer bleiben. Der Grund dafür ist leicht zu finden. Die Verhältnisse waren immer dieselben, nämlich eine friedliche, schwer arbeitende christliche Bevölkerung, die mit ihrem Loos mehr oder weniger zufrieden war, und es in keiner Beziehung schlechter hatte als die mohammedanischen Unterthanen. Zu einem gewissen Zeitpunkt in ihrer Entwicklung sind die christlichen Unterthanen in der Lage, ihre Kinder zur Erziehung ins Ausland zu schicken, von wo sie dann mit den westlichen Ideen von Freiheit und Gleichheit heimkommen, wofür sie nun zu Hause Propaganda zu treiben begannen. Das Ergebnis ist, daß die Bevölkerung zu der Ueberzeugung kommt, es gebe ihr sehr schlecht und den Agitatoren Gehör schenkt. Von der Agitation geht es dann weiter zu Attentaten und Aufhebungen, die so lange fortgesetzt werden, bis die Aufmerksamkeit der Mächte erregt ist, die nun ein „Reformprojekt“ vorlegen.

Sobald es erst so weit ist, wird die Sache ernst. Die Bevölkerung, die bis dahin von den Komitatschis nur durch geistige Agitation dazu getrieben werden konnte, Waffen zu kaufen, Geldbeiträge herzugeben und den Behörden Widerstand zu leisten, wird unruhig, da sie glaubt, den Schutz der Mächte zu haben, die alle ihre Wünsche erfüllen und sie zu unumschränkter Herrschaft des Landes machen werden. Jetzt kommt es zu offenem Aufruhr, zu Angriffen auf die Truppen, Attentaten gegen Eisenbahnzüge u. s. w., womit man den Absichten der Mächte zu entsprechen glaubt, und schließlich entwickeln sich die Dinge so weit, wie sie jetzt sind. Merkwürdigerweise war niemals bei irgend einem Reformprojekt aus nur im geringsten die Rede von Unabhängigkeit; aber sowie für irgend einen Theil der Türkei Reformen in Vorschlag gebracht werden, geht die beherrschende Bevölkerung sofort in einer Weise vor, daß jede Aussicht auf den Erfolg der Reformen zu nichte wird, und richtet alle ihre Anstrengungen auf die Gründung eines unabhängigen Staates.

Hieraus ergibt man, wie künstlich diese Agitation zu Stande kommt. Wollte die Bevölkerung wirklich frei sein, so würde sie das gleich zu Anfang sagen. Zuerst wird aber nur Sicherheit des Lebens und Eigentums verlangt; steht dies in Aussicht, so geht man daran, die Durchführung der Reformen unmöglich zu machen, da dann die Agitatoren nichts mehr zu thun haben würden.

Wie sich die Zustände weiter entwickeln werden, sagt der Staatsmann, das hängt gänzlich von Rußland ab; sicher sei nur, daß, was sich auch immer ereignen möge, die Türkei gewiß keinen Vortheil haben werde. In amtlichen türkischen Kreisen ist man überzeugt, daß die Pforte die Dinge am besten allein ordnen würde, wenn man ihr nur Ruhe ließe. Die Mächte haben die Türkei zur Einführung der Reformen genöthigt und können sich jetzt nicht einmischen, wenn bei der Einführung der Reformen Schwierigkeiten entstehen. Sollte aber etwa Bulgarien sich einmischen wollen, so würde die Türkei

das mit Freuden begrüßen, denn sie hätte es dann mit einem offenen Feinde zu thun, den zu zerstückeln ihr ein Leichtes sein würde. Sie würde bei einer Auseinandersetzung mit Bulgarien außerdem auch Aussicht auf eine Kriegserklärung in baarem Gelde haben, da die Wegnahme von Landbesitz kaum möglich sei. Jetzt ist sie gezeugen, im Dunkeln gegen einen verrätherischen Feind zu kämpfen, einerseits bestrebt sie sich, den Wünschen Europas gemäß die Bevölkerung Mozambique gerecht und freundlich zu behandeln, während andererseits dieselbe Bevölkerung ihr dieses Bestreben mit Dynamit, Feuer und Schwert entgegenstellt.“

Die Lage ist äußerst kritisch, schloß der Staatsmann, nicht nur für Mozambique und das türkische Reich, sondern auch für den Frieden Europas; denn es ist die Pflicht der Türkei, eine Bewegung zu unterdrücken, die mit Straftaten begann und sich jetzt durch die Unterthügung der benachbarten Staaten und im Vertrauen auf den Beistand der Mächte zur offenen Revolution entwickelt hat. Greift nicht die türkische Regierung ein, so wird die mohammedanische Bevölkerung das thun, die sich die Dinge nicht mehr lange mit ansehen wird. Wenn es aber erst so weit ist, so sind die Folgen unabsehbar.

## Russische Wirtschaftspolitik.

Der Rücktritt des russischen Finanzministers v. Witte wird von Kennern der dortigen Verhältnisse als die notwendige Folge seiner Politik bezeichnet, die überhäufig große Erfolge erzielen wollte und dabei ein nach Außen glänzendes Gebäude errichtete, dem der innere Halt, die Grundpfeiler der in gebundener wirtschaftlicher Entwicklung wurzeln den Kraft fehlte. Der Minister hat sein Amt zehn Jahre lang inne gehabt und das Vertrauen des Zaren genossen, dem er in's Auge fallende Leistungen bieten konnte. Die Einführung der Goldwährung, für welche seine Vorgänger durch Anhäufung eines möglichst großen Goldvorrathes vorgebereitet hatten, war eine Maßregel, die russischer Finanz Ansehen in den europäischen Geldmärkten verschaffte und nicht wenig dazu beitrug, dem Reiche für seine großartigen Unternehmungen das Geld des Auslandes, vorzugsweise Frankreichs, zuzuführen. Die industrielle Entwicklung Rußlands war Witte's Ziel und dafür hat er große Summen durch Regierungen subventionen gesopft, auch eine ganz außerordentliche Blüthe des Handels, zugleich aber auch mit deren Schattenseiten, erreicht. Der Eisenbahnbau hat unter ihm kolossalen Aufschwung genommen, aber auch riesigen Verlusten, für welche die eigenen Mittel des Landes nicht ausreichten, die deshalb durch Anleihen im Auslandes aufgebracht werden mußten. Die Aufrechterhaltung der Goldwährung erforderte bedeutende Geldopfer, begleiteten die Verzinsung der mehr und mehr sich häufenden Staatsschuld und so arbeitete sich das Staatswesen in eine immer größere Verschuldung hinein, deren Folgen nicht ausbleiben konnten.

Die Schattenseiten traten immer deutlicher hervor. Der Glanz war, wie es in einer vorliegenden Schilderung heißt, nur Schein. Von Jahr zu Jahr erscholl die Jammerrufe der Bevölkerung des angeblich so blühenden, in Wirklichkeit aber gerade verhungerten Rußlands lauter und erschreckender, bis sich die Verzweiflung in gewaltthätigen Ausbrüchen, in sich häufenden Morbanfällen, in geradezu revolutionären Aufständen der Bauern und Arbeiter und der Intelligenz, vor allem der Studenten kund that. Mit juchendigen Straßen wurden alle diese Ausbrüche unterdrückt. Aber der Eindruck, den sie machten, war nachhaltig und unter ihm ist die Volksthitte zusammengebrochen. Während man ungeheure Summen für die Industrie opferte, ging die vernachlässigte Landwirtschaft zu Grunde. Der Boden, den die armen mit Steuern überlasteten Bauern ausgepflügt hatten, so lange er tragen konnte, trug nicht mehr. Eine Missernte folgte der anderen. Hungersnöthe lehrten alljährlich wieder. Mehr als Sechzig Millionen Menschen hungerten, nach amtlichen Erhebungen, im Jahre 1898. In seinem Land der Welt wird der Ackerbau so schlecht betrieben, ist der Ertrag pro Ader so gering wie in Rußland. Es ist nachgewiesen worden, daß, wenn Rußland seine ganze Getreibeernte selbst verzehren würde, es noch immer nicht so viel Brod auf den Kopf der Bevölkerung zu essen hätte, als der Desterreicher, Deutsche oder Franzose konsumieren. Und doch wird ein Schestel bis ein Viertel der Ernte Rußlands jährlich exportirt. Und muß exportirt werden. Denn Rußland muß seine Einfuhr und seine Anleihen zinsen zahlen, und es kann sie nur mit der Brodfrucht zahlen. In den eigenen Consum entzogen wird. Bei der Landwirtschaft liegt Rußlands eigentliche Kraft. Es war ein Fehler, auf ihre Kosten eine Industrie künstlich aufzujöhren, um es den europäischen Ländern gleich thun zu können. Länger hat er sich nicht aufrecht erhalten lassen und Witte's Nachfolger wird nun gezwungen sein, umzukehren, um wieder gesunde Basis zu erreichen. Danach werden dann auch die wirklich wohlthunenden Schöpfungen Witte's dem Lande von bauerndem Nutzen sein.